

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Geres, Konstantin: Schlimme Saat - süße Frucht

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Schlimme Saat — süße Frucht.

Von C. Geres.

„Drei muntre Bursche saßen Gemüthlich bei dem Wein!“

Die drei Bursche, die da saßen, waren weder munter, noch saßen sie beim Wein, und mit der Gemüthlichkeit stand es auch nur so — so. Es war ein alter schmiegiger Tisch in einer trüben, rauchigen Bierstube, an dem sie saßen, vor sich ein dünnes Bier, das kaum ein paar „Röthenaugen“ auftrieb, nebst einem Teller mit einem schrecklich duftenden Handkäse — der landesüblichen Handgranate. Es waren noch jugendliche Gesellen mit süßlichen, intelligenten Gesichtern, denen man wohl an- sah, daß sie gute Leute sind, deren schätzbare Röklein und dünne Höslein aber zeigten, daß sie zu den vielen, vielen gehörten, deren Väter ihnen nichts hinterlassen hatten als gute Zähne und gierige Mägen.

„Ach Gott, es mußte ihnen ziemlich schlimm ergehen, denn sie ließen die Köpfe hängen und lauten trübselig die alten Kuhfäse.“

„Nein,“ unterbrach endlich der eine die bedenkliche Stille, „nein, es möcht' kein Hund so fürder leben! Ich möchte mich auch dem Teufel verschreiben, wenn nur etwas dabei herauskäme und ich wüßte, wie man's anfängt. Ich hab's satt, nie ordentlich satt zu werden, das kann ich euch sagen.“

Der so sprach, war ein Schauspieler, der mit großer Hoffnung zur Bühne gegangen, als die Moneten zum Studium nicht mehr ausreichten, und nun bei der Bühne der kleinen Provinzialstadt, in welcher unsere Geschichte spielt, einen kümmerlichen Unterschluß gefunden hatte.

„Ja,“ meinte der zweite der Gesellen, dessen lange wilde Haarsträhne, die bis auf die Schultern fielen, den Künstler verrieten, wenn er auch den großen Schlapphut am Nagel hängen hatte, „ja, es ist eine infame Zeit, in der nur Spießbürger und Philister geheißen, die Kunst aber betteln muß. Ausgebrannt gehört die ganze Wirtschaft! Wenn ich nicht die paar Groschen als Reporter bei unserem Weltblatte verdiente, wäre ich schon lange verhungert. 50 Pfennige für 'nen Diebstahl, 70 für die schönste Mordthat, — pfui Teufel!“

Der dritte im Bunde starrte schweigend und düster vor sich hin.

„Nun, Fritz,“ sagte der erste wieder, „heute doch auch, das erleichtert das Herz und kostet nichts! Nun ja freilich, du hast's noch am besten als chemisches Fabrikant — gelt, wenn die verdammte Liebe nicht wäre, Herz und Schmerz u. u.“

„Ach, laß mich mit deinen Späßen!“ sagte der Angeredete, „mir ist's weiß Gott nicht darum. Mir kann nur eines helfen, Geld und wieder Geld!“

„Ja, das hülfte uns auch, meinst du nicht auch, Müller?“

„Ob und wie, — wenn ich nur irgend eine Aussicht hätte; — aber so! — Ubrigens hat der Doktor am wenigsten zu klagen, er ist was in der Welt und hat doch ein sicheres Stückchen Brot. Stoß an, Doktor, auf die Zukunft, unverhofft kommt oft, wer weiß, was dir noch alles bevorsteht, du hast ja viele Eien im Feuer. Deine Erfindung und der Onkel in Amerika! — Stoß an!“

Aber der Doktor sprang auf, ließ sein Glas ungeleert stehen, nahm seinen Hut und trollte sich von dannen. Der Spott seiner Gefährten hatte ihn getränkt.

„Schade um den Fritz,“ meinte Müller, „der Kerl hat das Zeug zu etwas Tüchtigem, er ist aus andern

Holz als wir beide. Ich fürchte nur, die Federn werden bei ihm lahm, er träumt zu viel.“

„Ja,“ meinte der andere, „von dem Onkel in Amerika! Ach Gott, solche Bursche kommen nur auf den Brettern vor, und da ziehen sie nicht mehr. Und doch,“ fuhr er fort, „las ich heute in meinem Moniteur von einem solchen Erbthier, das eine Unmasse schönen Geldes hinterlassen hat, zu dem nun der Eigentümer gesucht wird. Piesel, gib einmal den Anzeiger da drüben her, da kannst du die Sache selbst hören.“

Die Kellnerin reichte ihm das Blatt und er las: „Ein Millionenerbe wird gesucht. Aus Amerika kommt die Nachricht, daß in Denver (Colorado) ein Deutscher verstorben ist, welcher, in den dreißiger Jahren eingewandert, sich ein kolossales Vermögen, man spricht von 3—4 Millionen Dollars, erworben hat. Der Verlebte war ein menschenfeindlicher, sonderbarer Kauz, der es sorglich vermied, von seiner Vergangenheit und seiner Verwandtschaft in der alten Heimat zu sprechen. So kam es auch, daß keine Erben bekannt sind und solche durch die Behörden erst gesucht werden müssen. Für Erblustige bemerken wir, daß der Name des Millionenerbes Chs. J. Schmidt ist und daß derselbe aus dem Südwesten Deutschlands stammen soll.“ — „Dreundehnhalb Millionen, und dazu noch Dollars — Dollars, Müller, bedenke, der Dollar steht heute 4 Mark 25!“

„Ach was,“ sagte Müller, „was kümmert mich der Stand des Dollars, ich habe und bekomme doch keinen. Aber halt einmal, wie heißt der Amerikaner? Sagtest du nicht etwas von Schmidt?“

„Freilich, Chs. J. Schmidt hieß er!“

„Alle Teufel, unser närrischer Doktor heißt ja auch Schmidt.“

„Dol mich der und jener — richtig — Schmidt, Schmidt! — wo blieben nur meine Gedanken? Aber was —

Schmidte giebt es viele, so viele wie Müller.“

„Oder Weber, wie dein rarer Name ist. Aber den Schmidt können wir gebrauchen. Ich hab' einen ganz kapitalen Einfall. Komm, wir wollen noch um den Wall gehen, um unser brillantes Abendmahl zu verlaufen. Ich werde dir meine Idee mittheilen; also — gehen wir!“

Die leichten Brüder zogen miteinander ab.

Fritz Schmidt, das Fabrikant, der närrische Doktor, führte allerdings keine so zigeunerhafte Existenz wie seine künstlerischen Freunde. Er war wohlbestallter Chemiker in der großen Rattunfabrik von Möbius und Comp. und hatte ein, wenn auch bescheidenes, doch sicheres Stücklein Brot. Der gute Doktor wäre auch wohl in der Hoffnung auf Besseres mit seinem Schicksale zufrieden gewesen, wenn zwei gewaltige Leidenschaften ihn nicht fortwährend aufgestacheln und seine Ruhe untergraben hätten: der Ehrgeiz und die Liebe. Fritz glaubte eine Entdeckung gemacht zu haben, welche eine förmliche Umwälzung in der Bereitung der Druckfarben hervorzurufen geeignet war. Er glaubte seiner Sache sicher zu sein, aber es bedurfte noch umfassender Versuche, und dazu brauchte er Geld, viel Geld, und an diesem fehlte es dem guten Jungen. Er hatte sich an Herrn Johann Peter Möbius gewandt, aber eine sehr kühle Aufnahme gefunden.

„Wenn Sie was Geheimes gefunden haben und mir den Beweis liefern, daß es was taugt — à la bonheur, da bin ich Ihr Mann. Für Vögel in der Luft aber hab' ich kein Geld; ich gehe nicht weiter in das Wasser, als ich den Boden sehe. Habe die Nase schon zu oft angerannt, Doktorchen, viel zu oft, und gebe nicht mehr auf den Reim. Haben Sie also was

Brauchbares gefunden, dann kommen Sie wieder, bis dahin — — schönsten guten Morgen!"

Also mit Herrn Möbius, auf welchem Fritzens größte Hoffnung ruhte, war es nichts, und ebenso resultatlos verliefen verschiedene andere Pumperfuche. Überall wurde er, teils mit höflichen, teils mit groben Worten abgewiesen. Jetzt blieb ihm nur noch eine Aussicht — sein Hausherr.

Er wohnte bei Herrn Scheerer, einem reichen Bäckermeister, der sich zur Ruhe gesetzt und nun ein behagliches Dasein als Hausbesitzer und Rentier führte. Herr Scheerer stand zwar in dem Geruche eines Pfenningfuchers und Kümmeispalters, allein er kannte seinen Mieter als einen soliden Mann und prompten Zinszahler, und die Aussicht auf einen ordentlichen Profit — wer weiß? Probiert mußte es einmal werden. Also beschloß er, seinem Hausherrn zu Hofe zu ziehen,

und zwar wählte er dazu schlauerweise Zeit und Stunde, wo das Gemüt des alten Teigassens der Menschenliebe am zugänglichsten war — den Tag der Zinszahlung. Er fand den Alten in seinem Hinterstübchen gemächlich die lange Pfeife rauchend, rechnend an seinem Hausbuche sitzen. Das war der richtige Moment, sein Anliegen vorzubringen. Der alte Bäcker war nicht so schmerzhaft wie Herr Möbius, aber für "Vögel in der Luft" hatte er leider auch kein Geld. Hier mußten die harten Zeiten, die notwendigen Reparaturen z. z. herhalten. Vor allem aber wollte der alte Filschlappen seiner Frau selig hoch und teuer versprochen haben, niemals ohne genügende Sicherheit etwas herzuliehen. Ja, wenn der liebe Herr Schmidt ein gutes Unterpfaud oder einen sichern Bürgen und Selbstschuldner bringen könnte, dann, ja dann wollte er versuchen, bei guten Freunden ein paar hundert Marklein aufzutreiben, aber so bedauere er unendlich.

Da war es also auch nichts und somit die letzte Patrone verschossen, und es hätten ja — du lieber Gott — lumpige 800 — 1000 Mark hingereicht, es war wahrlich zum Verzweifeln!

Ah, wenn dies wenigstens nur der einzige Grund zum Verzweifeln gewesen wäre, allein dem war leider nicht so.

Der verdammte Komödiant mit seinen schlechten Wizen über Herz und Schmerz hatte nur zu gut getroffen. Der arme Fritz war zu allem Elend noch verliebt, — verliebt, und zwar in des alten Ungeheuers, des reichen Möbius, einziges Töchterlein Erna, und der netze Rüfer, das wußte er, war auch in ihn gerade so verschossen. Aber, wie es so oft geht:

"Sie konnten zusammen nicht kommen, Das Wasser war gar zu tief."

Das heißt, der Unterschied zwischen dem reichen Fabrikgoldfisch und dem armen Fabrikdocter, der dazu noch im Brote ihres Vaters stand, war gar so groß — unübersteiglich groß.

Es waren schon mehrere Tage vorübergegangen, seit Fritz seine vergeblichen Pumperfuche gemacht hatte, als er eines Nachmittags bei frostigem Wetter in seinem Laboratorium saß und mißmutig unter seinen Tiegeln und Retorten herumkrante. Das Laboratorium war eigentlich ein einstöckiges, kleines Backsteinhäuschen, das, getrennt von der Fabrik, in der Ecke des großen Hofes, nicht weit von den Oconomiegebäuden lag.

Unser Docter hatte eigentlich nichts zu thun und blühte hinaus auf den schneebedeckten Hof, um einigen Sperlingen zuzuschauen, die sich um ein paar elende Getreidekörner herumtrottelten. Das sind gerade so arme Teufel, wie ich einer bin, dachte der grämliche Chemiker, und seine gute Laune wurde keineswegs vermehrt, als er den Kutischer Jean, der in seinem üppigen Belrod so recht wie der Repräsentant des Prozentums aussah, breitspurig und patzig über den Hof schreiten sah. Es wunderte ihn, wohin in der Kutscher am frühen Nachmittage, zu einer Stunde, wo kaum das Diner bei Möbius begonnen haben konnte, schon auszufahren beabsichtigte, denn auf eine Ausfahrt deutete die Belzausrüstung.



Das war der richtige Moment, sein Anliegen vorzubringen.

Fritz riß das Fenster auf.

"Jean, wohin?"
"Ach, Herr Schmidt, ich muß den Schlitten richten, das gnädigste Fräulein will bei dem kalten Wetter mit der alten Französischen aufs Eis — die Idee! Unfeiner!"

ist froh, wenn er hinter dem warmen Ofen sitzen kann. So sind aber die reichen Leute," sagte er brummig hinzu.

"So, aufs Eis," dachte Fritz, "das könnte ich mir auch gönnen. Zu schaffen habe ich doch nicht viel. Ich denke, Erna ist's auch recht."

Er holte seine Schlittschuhe und machte sich auf den Weg, ehe noch der Schlitten abgefahren war.

Es giebt Tage, an denen es einem vorkommt, als habe man unbewußt ein Verbrechen begangen, — denn alle Leute, welche einem begegnen, machen kalte oder unfreundliche Gesichter und erwidern kaum den Gruß, und wieder andere Tage giebt es, an welchen alle freundlich lächeln und verbindlich den Hut ziehen.

Ein solcher der zweiten Art war nun heute. Wenn Fritz einem Bekannten begegnete, grüßte derselbe freundlichst, ja, Leute, die er gar nicht näher kannte, fragten nach seinem Befinden. "Alle Teufel," dachte der

Doktor, „heute muß ich meinen schönen Tag haben. Wenn nur Erna es auch findet!“
 Draußen auf dem Eise tummelte sich die Jugend froh herum, und auch die Alten standen zuschauend unter und gedachten der Zeiten ihrer eigenen Jugend, in denen es genügt hätte, eine Dame für immer unmöglich zu machen, wenn sie es gewagt, wie ein Schuljunge mit Stahlbewehrtem Fuße umherzuschurren. Ja, es war doch besser in der alten Zeit, und jedenfalls solider, damals schnurte noch das Mädchen im traulichen Einbüßen, und:

„Es war keine Spinnerin so faul und so krank, Sie hatte doch um Martini 'en Strang.“
 „Und jetzt — wer hat heute noch Zeit zum Spinnen? Du lieber Gott! Dafür giebt es aber auch keine Schüringlumpen, und damit holla! Ja, es ist schlimm! Der Schlittschuhklub hatte heute Musik bestellt, und bei den munteren Klängen wogte und wirbelte der fröhliche Tanz.“

Fritz jedoch mischte sich noch nicht in das allgemeine Getümmel — keine Zeit war noch gekommen. Er stand am Ufer des Sees und schaute scheinbar nach, in Wirklichkeit aber beobachtete er wie eine Bettel die Landstraße, ob sie noch nicht erschienen, sie, gegenüber der ihm alles andere gleichgültig war.

Endlich verkündete Schellengeltingel das Herannahen eines Schlittens, welcher, von zwei flotten Braunen gezogen, in eiligem Laufe heranglitt. Ehe noch er die bepelzte Jean von seinem Sitze herabgezommen, war Fritz — wie der Blitz — herbeigesprungen und hob mit tollerender Galanterie zuerst die alte Französin, die zunächst sah,

was dem Gefährt und dann Erna, die ihn unter der Pelzmütze hervor holdselig anlächelte.

„Ah, Monsieur Schmidt, vous voilà! — das ist schön,“ meinte die alte Gesellschaftsdame, „sagen Sie doch Jean Jean, daß er in einer Stunde uns wieder abhole!“
 Fritz folgte augenblicklich dem Befehle und sagte nichtgetreu dem Jean, er könne etwa zwei Stunden verbleiben.

„S ist gut,“ meinte Jean schmunzelnd, sah auf seine große silberne Kartoffel und fuhr von dannen.

Der glückliche Doktor begleitete die Damen zum Häuschen, wo die Schlittschuhe angelegt wurden, bestaunte sich selbst und begleitete mit gnädiger Bewilligung der „Französin“ Erna auf die spiegelglatte Fläche.

Daß ein Diener des Hauses Möbius — denn als solcher betrachtete Fräulein Dubois unsern Fritz — je sagen könne, der Tochter seines Hauses die Cour zu

scheiden, daran dachte sie nicht, das war einfach impossible. Der Mensch war absolut unschädlich, und da sie selbst leider nicht Schlittschuhlaufen konnte, war er als ihr Stellvertreter noch die beste Begleitung.

Was der glückliche Fritz mit Erna während des Eislaufes alles plauderte, will ich nicht verraten, nur will ich pflichtgetreu mitteilen, daß die Unterhaltung eine sehr lebhaft gewesene sein mußte, denn die weibliche und männliche Corona blühte den beiden beständig nach und zischelte und tuschelte fortwährend. Für besagte Corona schien der junge Doktor kein so ganz ungefährlicher Diener des Hauses Möbius zu sein. Nur die alte, halb blinde „Französin“, die, sehnüchig auf Jean wartend, am lodernen Feuer fest eingemickt war, merkte nichts. Als Jean endlich mit dem Schlitten kam und seine Damen abholte, zog Fritz hoffnungsfroh, freudestrahlend nach seiner Bude. Selbst seine Erfindung hatte er vergessen.



Endlich verkündete Schellengeltingel das Herannahen eines Schlittens.

Es giebt Leute, denen es ein Bedürfnis ist, irgend ein Glück, das ihnen begegnet, zu feiern in Gesellschaft guter Freunde oder wenigstens einer guten Flasche; andern aber ist es am wohlsten, wenn sie allein, sei es in der freien Natur oder in ihren vier Pfählen, still genießen können. Die letzte Sorte ist die bessere, und zu dieser gehörte unser Fritz Schmidt. Er eilte nach Hause, nach seinem stillen Stübchen, denn es drängte ihn, allein zu sein.

Er zündete seine Lampe an, schürte sein Kohlenfeuer, setzte sich in einen alten Lehnstuhl, den er von seinem Vater überkommen, durchlebte in Gedanken nochmals den heutigen Nachmittag und träumte von froher Zukunft, die freilich noch in nebelhafter Ferne lag. — Er war daher sehr unangenehm berührt, als es an seine Thür klopfte und auf sein unwilliges „Herein“ der alte Teigaffe, sein Hausherr Scheerer, hereintrat.

„Guten Abend, Herr Doktor,“ begann dieser hüftelnd, „recht schönen guten Abend! Ich wollte Sie nicht stören, aber — aber —“

„Aha,“ dachte Fritz, „der alte Schleicher will sicherlich den Mietzins steigern, sonst wäre er nicht so freundlich.“
 „Bitte, bitte, Herr Scheerer, nehmen Sie gefälligst Platz und kommen Sie gleich heraus mit der Sache! Was steht zu Begehr?“

„Hm, hm,“ meinte Scheerer, „Sie waren neulich so gütig, mir Ihr Vertrauen zu schenken wegen einer Geldangelegenheit. Ich wäre nun in der Lage, das heißt nicht ich, sondern ein guter Freund, an den ich mich gewendet, mit einer kleinen Summe Ihnen dienen zu können, das heißt wenn — wenn Sie auf vernünftige Vorschläge eingehen.“

„Nun, und was sind das für Vorschläge?“
„Ja, die Zeiten sind schwer und ich, das heißt mein Freund, müßte ein sicheres Kapital aufstünden, wobei Sie bedenken müssen, daß Sie kein sicheres Unterpfand geben könnten; es müßte deshalb ein Äquivalent durch eine kleine Provision —“

„Aha, und worin besteht diese kleine Provision?“
„Zuerst möchte ich wissen, Herr Doktor, wieviel Sie brauchen?“

„Wieviel? Nun sagen wir einmal 1000 Mark.“
„1000 Mark! O du Gerechter! Das ist viel, viel Geld, — wo soll ich — das heißt mein Freund, das hernehmen? Thut's nicht auch weniger?“

„Nein,“ sagte der Doktor, „weniger thut's nicht. Ich will keine Pfandschulden haben. Die kleinen Hunde sind die bissigsten. Also — wollen Sie, und zu welchen Bedingungen?“

„Nun, ich will sehen, was sich machen läßt. Also auf ein Jahr, und Sie geben mir einen Wechsel auf 1500 Mark. Vielleicht thut's dann mein Freund.“

Das war ein Wuchergeschäft ersten Ranges. Allein was wollte Fritz machen? Wollte er seine Erfindung verwerten, so brauchte er das Geld notwendig, und einen andern Weg, es zu erhalten, gab es für ihn nicht. Also hieß es, in den sauern Apfel beißen.

„Gut, braver Herr Scheerer, Sie scheeren gut. Aber sei es denn! Wann kann ich das Geld haben?“

Herr Scheerer lächelte freundlich.
„In acht Tagen; wenn Sie aber wollen, noch früher. Aber vergessen Sie 6% Zins nicht!“

„Hol Sie der Teufel und brate Sie in Ihrem eigenen Backofen!“

Herr Scheerer eilte nach der Thüre.
„Ich werde morgen so frei sein.“

„Das ist doch ein Kriminalspitzbube; allein ich muß noch froh sein, daß ich den Kerl gefunden habe,“ dachte Fritz. „Was ihn wohl so schnell bewogen haben mag? Einerlei, heute ist ein Glückstag. Es wird heller für mich in der Welt.“

Wieder saß der Doktor in seinem Laboratorium, aber dieses Mal schaute er nicht trübsinnig hinaus in den schneebedeckten Hof und verglich sich nicht mit den hungrigen Spazern, sondern er piffte ein fröhlich Pledlein vor sich hin, während er eifrig in einer großen Kiste kramte. Er hatte schon Gebrauch gemacht von den Moneten des biedern Scheerer und sich Material zu seinen Versuchen kommen lassen. An einem günstigen Resultate hatte er nicht den mindesten Zweifel, und dann — ja, dann? Zwischen seinen Retorien und Röhren tauchte ein rosiges Mädchengesicht auf — Erna.

Da wurde der Träumer durch ein lautes Klopfen an seiner Thüre aufgeschreckt, und ehe er noch „Herein“ sagen konnte, wurde dieselbe aufgerissen und es erschien — Herr Johann Peter Möbius. Das war ein Ereignis, denn so lange er im Dienste des hochmögenden Herrn beschäftigt war, hatte dieser seine Herentücke noch keines Besuches gewürdigt. Auf sein Bureau rufen lassen, das hatte er ihn schon hie und da, aber ihn aufsuchen, nein, das war noch nie geschehen, das war gegen alle Ordnung.

Der Doktor sprang auf, aber Herr Johann Peter drückte ihn sanft auf seinen Sitz.

„Bitte, Herr Doktor, sitzen bleiben! — Ich nehme mir diesen Stuhl. Habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden. Hören Sie, vor einiger Zeit sprachen Sie mit mir über eine Erfindung im Farbfache, an welcher Sie arbeiteten, und sagten mir, Sie brauchen Geld, Ich habe mir nun die Sache überlegt. Unterstüße gerne

meine Leute, wenn sie thätig und strebend sind. Kurz heraus, wieviel brauchen Sie?“

„Herr Möbius,“ stotterte Fritz, „Ihre Güte beschämt mich, da ich leider keinen Gebrauch mehr davon machen kann. Ich — ich habe mir die Mittel anderweit beschaffen können.“

„N-o-o-o-o! Aha, ich kann mir denken. Thut mir sehr leid,“ damit streckte er dem Doktor die Hand hin, „Sie hätten mehr Vertrauen zu mir haben sollen. Hum, hum, aber hoffe, Ihnen sonst einmal zu Diensten sein zu können. Hum, hum; a propos — was ich noch sagen wollte — Sie schwingen ja, wie ich höre, das Tanzbein, habe die nächste Woche kleine Gesellschaft, lebende Bilder, und hernach ein kleines Tänzchen. Schenken Sie mir die Ehre, Herr Doktor, habe gerne, wenn meine Leute fröhlich sind. Rechne auf Sie, — rechne ganz sicher; also — auf Wiedersehen!“

Noch einmal Händeschütteln, dann schob der Ge-

waltige ab.
Was war das? Fritz rieb sich den Kopf und kneipete sich die Wange, — wachte oder träumte er? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Es war nicht anders möglich, als daß er die Protektion einer rosenroten oder himmelblauen Fee gefunden hatte. So mußte es sein, anders war es nicht möglich.

Als der Doktor nach Hause kam, war es das erste, daß er seine Garderobe musterte, denn bei der Möbius'schen Gesellschaft mußte er natürlich piekfein erscheinen. Er mochte die Sache betrachten, wie er wollte, es ging nicht anders, er mußte eine weiße Weste haben. Also begab er sich zum besten Schneider in der Stadt, zum Meister Fildermann, den er von dem Bürgerkolleg her kannte, wo er hie und da ein Kränzchen besucht hatte. Der Meister empfing ihn äußerst freundlich.

„Ah, Herr Doktor, was verschafft mir die Ehre?“

„Herr Fildermann, ich bin in der nächsten Woche zu Herrn Möbius geladen und brauche eine weiße Weste.“

„Schön, schön, Herr Doktor, die sollen Sie haben, und zwar gestickt, wie es jetzt modern; ich habe prächtige Muster hier. Wir wollen gleich das Maß nehmen.“

„Gestickt? — Na, das wird schön teuer kommen!“

„A bah, nicht der Rede wert. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, verehrtester Herr Doktor, — Sie werden doch den alten Schniegel, den Sie auf dem Bürgerballe trugen, nicht mehr anziehen wollen? Ich bedauerte schon längst, daß ein Herr von so herrlichen Wuchs sich so verschimpferte. Schenken Sie mir die Ehre und beauftragen Sie mich! Bis zur nächsten Woche liefere ich Ihnen einen Prachtanzug, von dem jedermann glauben soll, er komme direkt aus Paris.“

„Ja,“ meinte Fritz, „das dürfte doch meine Kräfte jetzt übersteigen.“

„Ach was, Herr Doktor, es preßiert ja in keiner Weise mit der Zahlung, und wenn es auch Tag und Jahr dauert, es ist mir nur um die Empfehlung. Bedenken Sie den herrlichen Wuchs; darf ich?“

Fritz dachte an Erna.

„In Gottes Namen denn, so sei es!“

„Mr. Leconte,“ schrieb Meister Fildermann, „Mr. Leconte, messen Sie dem Herrn Doktor einen modernen Salonanzug an! Sie werden zufrieden sein, Herr Doktor, und mit der Bezahlung hat es durchaus keine Eile.“

„Meine Fee,“ murmelte der Doktor und bot seinen herrlichen Wuchs dem genialen Mr. Leconte willig dar.

So kam der Tag des Festes heran, und so fehnüchelt der Doktor sich den selben herbeigewünscht hatte, so unbehaglich war es ihm, als die Stunde erklönte. Wer

nicht gewohnt ist, regelmäßig Gesellschaft zu besuchen, empfindet immer ein gewisses Grauen vor derselben, und als Fritz, der Droschke entstieg, den hell erleuchteten Korridor des Möbius'schen Hauses betrat und dem Diener den Überzieher abgab, war es ihm — wie er zu sagen pflegte — gar nicht eckfarbig zu Mute. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt, der Pariser Anzug zwangte ihn ein, die Lackstiefel drückten und die zweifelhäftigen Handschuhe spannten ihn — es war ihm miserabel zu Mute. Nur der Gedanke, daß Erna erwartete, „er werde seine Schuldigkeit thun“, stärkte ihn zu mannhafter That, und so stieg er die mit Blumen reich geschmückte Treppe empor. „Herr Dr. Schmidt“, begrüßte der in einen eleganten Diener verwandelte Fabrikportier in den Salon.

Herr Johann Peter, der Hausherr, eilte herbei und schüttelte seinem „chemischen Diener“ so gewaltig die Hand, daß dieser fürchtete, der Pariser Frack ginge aus den Nähten, oder die taubengrauen Handschuhe platzen. Möbius hatte das in England gelernt.

Der Doktor, der eigentlich wenige aus der schon vorhandenen Gesellschaft näher kannte, hatte doch das Gefühl, als ruhten aller Augen auf ihm, und es war ihm, als höre er ein Geflüster und Getuschel, in welchem sein Name vernehmbar war.

Der Hausherr schleppte ihn zu einer Gruppe älterer Herren, welchen er ihn vorstellte, und ließ ihn dort, um seinen Pflichten als Hauswirt ferner obzuliegen.

Der alte Bankier Salomon Revison war der erste, der ein Gespräch mit ihm begann.

„Freut mich, freut mich unendlich, Herr Schmidt, Sie einmal in unsern Kreisen zu treffen. Gott der Gerechte, mer können Leute wie Sie brauchen in der Gesellschaft; Bildung, Wissen, feine Manieren, alles vereinigt. Ich versichere Sie, Herr Doktor, mer freue sich. Nicht wahr, meine Herren?“

„Freilich, freilich,“ meinte der dicke Professor Godelius, „Sie sollen ja eine wichtige Entdeckung gemacht haben, da bin ich doch sehr begierig. Sie werden hoffentlich bald damit herausrücken. Was ich thun kann, Sie zu unterstützen, soll Ihnen sicher sein. Rechnen Sie auf mich.“

So ging es weiter. Alle, mit denen unser Doktor in Berührung kam, waren äußerst liebenswürdig, aber — die Hauptsache fehlte — Erna.

Sie war bei den lebenden Bildern beteiligt, und von den Darstellern, welche unter der Leitung des uns schon bekannten Malers Müller hinter dem großen Vorhange sich aufstellten, war noch niemand sichtbar.

Die übrigen Damen, welche den guten Fritz, wahrscheinlich als Eindringling, eifrigst lognettierten, kümmerten ihn nicht, um so weniger, als er niemals Interesse für das Mittelalter empfunden hatte.

Endlich, nachdem der Thee herumgereicht, kam der große Moment. Ein Vorspiel auf dem Harmonium, ein Prolog von dem Mimen Weber gesprochen (also auch der war da), und der grüne Vorhang teilte sich. Das Bild, welches recht hübsch arrangiert war, stellte die Scene dar, wie Ekkehard der bösen Hadwig seine klassischen Vorlesungen hält. Hadwig, eine üppige Gestalt, in schwere Stoffe gekleidet, saß, den Kopf nachdenklich auf den Arm gestützt, auf altertümlichem Stuhle an einem kleinen Tische. Neben ihr der jugendliche Mönch in begeistertem Vortrage, und zur Seite, zu Füßen der Herzogin — Praxedes — Erna. Dem guten Farbdoktor schlug unter der gestickten, knappen Weste das Herz hörbar, und als der Vorhang sich geschlossen, auf lauten Beifall nochmals geöffnet, und sodann für das zweite Bild eine Pause eintrat, da starrte der Doktor

noch immer nach der Bühne; er hörte nicht, was man um ihn sprach, er hatte keine Stimme, ein pflichtgemäßes Lob auszusprechen, er sah immer nur die schlanke Griechin mit den perlendurchflochtenen Haaren — Praxedes — Erna. Von den weiteren Bildern sah der Doktor nicht viel, doch hatte er während derselben sich wieder soweit zurechtgefunden, daß er in den allgemeinen Beifall einstimmen konnte. Nun erschienen die Mitwirkenden in der Gesellschaft, und zwar im Kostüm. Wie gerne wäre er gleich zu der holden Praxedes geeilt, allein dieselbe war als Tochter des Hauses so umdrängt, daß es lange dauerte, bis er in ihre Nähe kommen konnte, und nur durch Ernas kluge Beihilfe, die sich schlaun an ihn heranzuschlingeln verstand, gelang es ihm, einige Worte mit ihr zu wechseln. Die Freude war aber von kurzer Dauer, denn Herr Johann Peter kam heran, um ihn einer ältlichen Cousine des Hauses vorzustellen, und so war er genötigt, die Dame zu Tische zu führen. Es war eine große und unerwartete Ehre, und er mußte, trotz seines Widerwillens gegen das Mittelalter, noch sehr dankbar sein, denn auf Erna durfte der Arme doch nicht rechnen.

Aber auch hier half die weibliche Schlauheit. Kaum stand er bei der gelben Tulpe, so kam Praxedes heran, begrüßte das liebe Wäschen aufs herzlichste und drückte die Bitte aus, sie möchte sich als Herzensfreundin bei Tische doch in ihre Nähe setzen, sie wolle gleich dafür sorgen, daß die Plätze für sie belegt würden. — O Weiberlist!

Man ging zum Essen. Der Doktor saß zwar bei den Gästen niederen Ranges, aber an der Haupttafel, und zwar — neben der strahlenden Erna. Die Cousine auf seiner anderen Seite strahlte ebenfalls, daß sie bei den „Jungen“ saß.

Der Maler und der Mime mußten als „honorirte Leute“ am Kagentisch bei dem Buchhalter und Kassier Platz nehmen und waren neidgeschwollen. „'s wird nit lang währen, sagte der pavisige Hahn auf dem Erntewagen,“ flüsterte der Maler dem Schauspieler in die Ohren, und mit Pathos sagte dieser:

„Zwischen Kipp' und Kelschrand
Schwebt der finstern Mächte Hand!“

Der Doktor hatte auch noch das Glück, daß die leichtsinnige Hausstochter mit dem Cotillon eine „Konfusion“ gemacht, so daß dieser ihm anheimfiel, und dies setzte seinem Glücke noch die Krone auf.

Seit diesem Abende war eine förmliche Veränderung in der Lebensweise des Doktors vorgegangen. Am Tage saß er fleißig in seinem Laboratorium und abends sehr häufig in dem Hause des Herrn Möbius, welcher sich aufs lebhafteste für den Fortschritt seiner Arbeiten interessierte.

Freilich kam fast der Sommer heran, bis er dem Fabrikherrn eine Probe seines Farbstoffes vorlegen und ihn um die Erlaubnis fragen konnte, ob er denselben „Erna-rot“ taufen dürfe.

Herr Johann Peter war hocherfreut über die prächtige Farbe.

„Alle Wetter,“ schrie er, „das hätte ich nicht erwartet, das ist Tausende und aber Tausende wert. Jetzt nur gleich Patent genommen und dann gehen wir, wenn's Ihnen recht ist, Doktor, miteinander vor. Ich liefere das Geld, bis die amerikanische Geschichte in reinen ist. Sie sind ja ein verfluchter Kerl! — Es geht — es geht!“

Dabei rieb er sich schmunzelnd die Hände. Was Herr Möbius für Neuigkeiten aus Amerika erwartete, konnte Fritz nicht begreifen, aber es ging.

Das Patent kam und bald erhob sich hinter der Möbius'schen Fabrik ein neuer gewaltiger Schornstein, und das neue Ernarot fand reisenden Absatz.

Mit seinen künstlerischen Freunden kam der Doktor nicht mehr zusammen. Der Mime hatte an einem Sommertheater, der Maler bei einem Prachtbau der Residenz Unterkommen gefunden.

Fritz hatte viele, sehr viele Geschäfte in dem Hause seines frühern Chefs, und an dem Tage, als dieser wegen seiner Verdienste durch Gründung der neuen Farbindustrie den Titel Kommerzienrat, der Doktor aber das Ritterkreuz des roten Greifen erhalten hatte, benutzte letzterer die Gelegenheit, um mit Herrn Johann Peter wegen seines Töchterleins zu sprechen. Mit Erna selbst war er schon lange im reinen.

Der alte Herr war gar nicht ungehalten, ja nicht einmal überrascht.

„Mein lieber Doktor,“ sagte er, „das habe ich eigentlich schon lange kommen sehen, meinem Blicke entgeht so etwas nicht. Aber ehe wir die Sache vollständig glatt machen, habe ich noch einiges ins reine zu bringen. Meine Pflicht als Vater gebietet das. Erlauben Sie mir eine Frage: Wie steht es jetzt eigentlich mit Ihrer amerikanischen Angelegenheit?“

„Mit meiner amerikanischen Angelegenheit?“ fragte der Doktor verwundert.

„O, ich meine, mit Ihrer Erbschaft?“

„Was für eine Erbschaft?“

„Ja, es stand doch in allen Zeitungen, daß ein gewisser Chs. J. Schmidt in Denver-Colorado gestorben sei und eine kolossale Erbschaft hinterlassen habe.“

„Habe ich ebenfalls gelesen.“

„Und ferner sagte eine Notiz in einer späteren Nummer, daß der mutmaßliche Erbe sicherem Vernehmen nach ein gewisser Doktor Schmidt sein dürfte, der in unserer Gegend lebe.“

„Was — und da meint man doch um Gottes willen nicht, daß ich der gefuchte Erbe sei? Das ist leider ein Irrtum.“

Das Gesicht des Kommerzienrats überflog ein Schatten und es wurde bedenklich länger. Da aber in diesem Momente Erna eintrat und freudestrahlend Fritz begrüßte, mußte das interessante Gespräch abgebrochen werden. Der Kommerzienrat begab sich sofort in sein Arbeitszimmer, sein Allerheiligstes, befahl, daß ihn niemand stören sollte, und steckte, wie er in wichtigen Fällen zu thun pflegte, eine dicke Havanna an.

Er überlegte lange. So also verhielt es sich mit der großen Erbschaft! Eine dumme Geschichte. Wenn bekannt würde, daß er darauf gerechnet und sich so schmählich getäuscht hatte! — Heillose Blamage! — Nein, nein, das durfte keinesfalls geschehen. Und — was schadete es auch. — Die neue Fabrik war eine Goldgrube, Schmidts Erfindung ganz unschätzbar, dieser selbst ein Schwiegersohn, wie er ihn sich nur wünschen konnte und — Erna sein einziges Kind. Die Wahl war wahrlich nicht so schwer.

Ehe die Havanna zur Hälfte ausgeraucht war, nahm Herr Johann Peter vollständig beruhigt Hut und Stod und ging in seinen Klub.

Wenn Herr Johann Peter einmal einen Entschluß gefaßt hatte, führte er denselben rasch aus, und kein Monat ging ins Land, so flogen nach allen Seiten goldberänderte Doppelfarten hinaus mit der bedeutungsvollen Inschrift:

Erna Möbius
Friedrich Schmidt, Dr. chem.
Verlobte.

Von allen Seiten kamen die Glückwünsche — einige wohl gut und herzlich gemeint, andere nicht ganz neidlos.

Die Gratulationsbriefe Müllers und Webers brachten den Genießfreud der beiden Böhewichter an den Tag, daß dieselben nämlich nicht allein das bahnbrechende „Sicherem Vernehmen nach“ in die Zeitung geschmuggelt, sondern auch die Nachricht mit lobenswertester Energie austrumpet hatten. Also die beiden leichten Gesellen waren recht eigentlich die Schmiede von Schmidts Glück.

Wieder liefen Monate ins Land und der Winter war gekommen. Ein prächtiger Tag lockte hinaus auf die Schlittschuhbahn, aber Erna, nun Frau Schmidt, war nicht in der Lage, dem Eissport zu huldigen. Herr Johann Peter war zu Tisch gekommen und saß nun, nach beendigtem Mahle, mit dampfender Havanna bei seinen Kindern, als der Bediente eintrat und einen Fremden meldete.

„Ein Fremder zu dieser Zeit, — wie sieht er aus? Was will er?“

„Er sieht ziemlich schäbig aus. Hut und Stiefel schauen bedenklich drein, und der alte Bursche duftet ziemlich stark nach Branntwein. Er verlangte dringend zu Herrn Schmidt.“

Schmidt zog schweigend seinen Beutel, gab dem Diener ein Geldstück und winkte ihn hinaus. Nach einiger Zeit kam Jean wieder herein und überreichte dem Hausherrn ein zerkrümeltes, schmutziges, augenscheinlich aus einer Schreibtischgeriffenes Blatt Papier.

Fritz warf ärgerlich einen Blick darauf. Wüßlich aber sprang er auf: „Herrgott, mein Onkel Karl aus America!“

Der Ton war wahrlich nicht sehr freudig und nicht im geringsten verwandtschaftlich. Aber Erna faßte ihren Mann um den Hals und sagte sanft: „Sei lieb, Fritz, und denke, es ist

Der Gründer unseres Glückes.



Seinen gepflicht u
aus deren emgen
in beverlagte. Mit
ihren hürden nun
die reuigen früh
von haus zu haus
sonst:
Johann Peter ka
denn ich schmüden
von meinem toten
ich schenkt mit doch
in hausthan, die Mutter
er arme, eilt ans
haus und beschafft
wie, als ihre eigene Thür
und fühlte sie, den bl
dem Mutterbrennen, von
unmöglich reich, und f
von den wunder Pflücht
ich hatte mit mein
in Absorbtatwischen,
während, lag noch der
hände ihre Schwösterle
wenn mannen Atem sch
meine Herz wurde weich
er sagt: eine We
von weiter, und als jete
gehst auch, Herr,
hundert empfangen?“ da
wahr aus Herz und weie
er nicht einer Toten, so
er brachte ich mein Stri
denn ein Bekleidungsbedr
er, von der Mutter wohl